

## Peters, Rohländer, Vogelsang – Kolonisten im Kaukasus

Fortsetzung

Schon an anderer Stelle war gesagt worden, daß zweimal für längere Zeit Carl Vogelsang nach Rußland kam<sup>1)</sup>, der Bruder von Wilhelm Vogelsang und Emma Bathke, verwitwete Peters geb. Vogelsang. Mehrfach waren seine Briefe, in denen er über das Leben der Geschwister in die Heimat berichtete, zitiert worden.

Im Herbst 1892 reiste er – 24jährig – erstmalig in den Kaukasus. „Wider Erwarten konnte ich hier sehr gut ankommen“, schreibt er darüber in einem kurzen Abriß seines Lebens<sup>2)</sup>, „das runde Jahr Arbeit in reichen Häusern und Kurorten. So blieb ich bis Ende 1897. Dann reiste ich mit einem Kollegen über den Kaukasus nach Baku, Tiflis, Batum und von hier über Konstantinopel, Smyrna nach Damaskus, von da nach Jerusalem und weiter nach Jaffa, Kairo, Alexandrien über Italien, Triest, Wien zurück nach Deutschland. Nach 3 Jahren ging ich wieder zurück nach Rußland und gründete mein eigenes Geschäft in Jakatarinoslaw, welches ich bis zum Weltkrieg betrieb...“

1868 zu Evingen geboren, hatte er nach dem Besuch der Volksschule die Maler- und Anstreicherlehre durchgemacht, war dann auf Wanderschaft gegangen und hatte von seinen jeweiligen Ersparnissen im Winter die Malerschulen u. a. in Köln und München besucht. Anschließend war er 1891 nach Italien gegangen. Er war ein junger Mann, der offene Augen für die politischen und sozialen Probleme seiner Zeit besaß. Im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm, der in der Sozialdemokratie den Antichristen herannahen sah, neigte er, wie aus Briefen des Jahres 1890 aus Hamburg hervorgeht, offensichtlich nach dieser Seite.

Zeichnungen hatte er schon bei der ersten Reise mitgenommen, um sich vor allem auf die Malerei zu legen. „Immer nur die Anstreicherei zu machen habe ich keine Lust“, schreibt er 1894. Die Malerei werde besser bezahlt als in Deutschland. „Das ist doch immer so, wenn einer etwas Neues aufbringt, hat er immer den ersten Profit.“ In Wladikawkas gefällt ihm zwar „die ganze Lebensart“ noch nicht, „viel asiatisches Volk, welches von Kultur noch wenig Ahnung hat“. Ob er ganz bleibt, weiß er noch nicht. „Wenn man darüber nachdenkt und die Berichte aus Deutschland und den anderen Länder liest, so muß man wirklich zu dem Schluß kommen, daß es dort nicht mehr lange mehr so weitergehen kann, es gärt doch sehr gewaltig in den unteren Volksschichten, das bleibt höchstens noch ruhig bis zum nächsten Kriege... Wenn der Sturm jetzt einmal losgeht, so ist gar kein Vergleich mit der Revolution von 1848.“ Im November 1895 schreibt er aus Armavir: „In den letzten Jahren ist

die Kultur sehr weit vorgeschritten, seit die Deutschen hier in die Gegend gekommen sind. Hier ist auch eine Gemeinde von 1½ Tausend Seelen. Überall, wo schon einigermaßen Städte sind, befindet sich auch eine deutsche Kirche oder sie sind im Begriff, eine zu bauen.“

Im Winter 1895/96 arbeitet er zum 3. Male im Kurort Kislowodsk. Ein großes Kurhaus und ein Theater wurden hier gebaut, und er hat bis auf kurze Zeit „den Malerpinsel nicht aus der Hand bekommen – da hat man auch bessere Lust zum Arbeiten“. In einem undatierten Brief, schreibt er aus Kislowodsk über diese Arbeit u. a. „Wir waren hier Maler und Anstreicher über 30 Mann, darunter waren 11 Deutsche: zwei davon aus Deutschland, einer aus Österreich und die anderen aus den Ostseeprovinzen oder Kolonien. Dies nebenbei bemerkt als Beispiel, wie stark das Deutschtum in Rußland vertreten ist. Ein solches Verhältnis ist allerdings selten. Was bessere Berufszweige sind, da kann man auch überall Deutsche antreffen. Die ersten Leute sind zum großen Teil Deutsche. Die Maurer, Zimmerleute, auch Tischler, sind fast durchweg Russen. Die kommen im Frühjahr scharenweise aus dem mittleren Rußland, so wie bei Euch die Hessen. Die werden kontraktlich bis Oktober angenommen, auf Kosten des Arbeitsherrn. Da wird eine Bretterbude aufgeschlagen oder ein Loch in die Erde gegraben und ein Dach darüber; dort liegen sie dann wie die Heringe aufeinander.“ Ostern 1896 verbrachte er in Emmaus und ritt von hier in 6–7 Stunden nach Gnadenburg und am anderen Tag von dort wieder nach Emmaus zurück. Mehrfach bringt er in Briefen zum Ausdruck, wie ihn die Landschaft beeindruckt. Nach der Schilderung einiger Wanderungen und Berg-



Der Auswanderer Wilhelm Vogelsang in Gnadenburg mit Familie um 1900

<sup>1)</sup> Der 9. Ltr. 174, S. 5. Die dort genannten Angaben über die Dauer seines Aufenthalts in Rußland werden durch die weiteren Ausführungen korrigiert.  
<sup>2)</sup> Der 10. Ltr. Frau Emma Casenberg Ergelt, Bericht.

besteigungen schreibt er im November 1896 aus Rostow: „Der Kaukasus ist eines der großartigsten Gebirge, die es gibt auf der Erde. Wäre er näher an Deutschland, würde er sicher mehr bereist werden.“ Rostow sei eine ziemlich saubere Stadt, in der man sich schon wohl fühlen könne, vor allem, wenn man noch ordentliche deutsche Gesellschaft habe. „Deutsche sind hier auch, wie überall, viele. Hier ist eine ganz schöne deutsche Kirche mit Schule, da könnt Ihr Euch denken, daß einigermaßen eine Gemeinde ist – außerdem noch deutsche Katholiken und andern Konfessionen Angehörenden. Wie stark in Rußland das Deutschtum vertreten ist, macht man sich bei Euch keinen Begriff.“

Vor der Jahrhundertwende kommt er zum zweiten Male nach Rußland. Weihnachten und Neujahr 1900 verlebt er in Emmaus bei seiner Schwester, nach Neujahr fährt er nach Gnadenburg. Er hat seinen Fotoapparat mitgenommen und hat dort wie vorher in Emmaus eine Fülle von Aufnahmen gemacht. Einige wenige davon haben sich erhalten, so eine Aufnahme der Familie seines Bruders Wilhelm<sup>3)</sup>. Von Unruhen in den Städten weiß er zu berichten. „Aber sie werden doch bald unterdrückt, da spielt die Knute eine große Rolle, die wird da tüchtig geschwungen. Aus der Zeitung erfährt man wenig, hier geht alles unter Zensur.“

Im Mai 1905 schreibt er erstmalig mit Briefkopf:

Vogelsang und Kröger

Jekaterinoslaw

führen aus alle möglichen

künstlerischen Fresko- und Malerarbeiten

(Deutsche Übersetzung)

Er hat sich also selbständig gemacht.

„Die schlimmste Zeit habe ich hier jetzt überstanden. Die ersten beiden Jahre war es doch schlecht bestellt, wir kamen aber auch damals in der größten Krisis hierher, als die Fabriken fast nichts zu tun hatten und einige Jahre schlechte Ernte gewesen war. So wie jetzt die Aussichten sind, wird es schon gehen. Dies Jahr geht es böß zu in Rußland: der Krieg und die inneren Unruhen<sup>4)</sup>. Aber es wird nachher doch wohl manches besser werden. Im Kaukasus sind die Tataren dies Jahr auch recht raubgierig. Die kommen jetzt gar bei Tage und wollen ganze Viehherden fortreiben, so daß immer mehrere Mann als Wache mitgehen müssen. Wenn nur die Regierung bald einsehen möchte, daß es keinen Zweck mehr hat, den Krieg weiterzuführen und dafür lieber hier im Lande Ruhe und Ordnung wieder einführen möchte.“ Dafür, daß es Kriegszeit sei, könne er gut zufrieden sein.

<sup>3)</sup> Original im Besitz von Frau Ossenberg-Engels, Iserlona. Einwandfrei als Familie Wilhelm Vogelsang bestimmt durch Vermittlung von G. Biert durch eine über 80jährige Frau aus Gnadenburg, die bereits 1902 nach Deutschland zurückging.

<sup>4)</sup> 1904–05 der Russisch-Japanische Krieg um den Besitz der Mandchurei, den Japan mit dem Überfall auf die russische Flotte in Port Arthur eröffnete. Die russische Niederlage führte in Verbindung mit der Gärung im Volk über das Elend des Krieges und die allgemeine wirtschaftliche Not sowie mit der unterirdischen Tätigkeit radikaler Gruppen zu revolutionären Erhebungen, die blutig niedergeschlagen wurden.

Im Oktober gleichen Jahres versuchte er die Besorgnis seiner Angehörigen in Evingen vor den Unruhen und Progromen zu beschwichtigen. „Es war ja allerdings nicht angenehm die Tage, aber wenn man von anderen Städten hört, dann ist es hier noch nicht so schrecklich hergegangen. Wie es heißt, waren hier so vierhundert Tote, während man von anderen Städten von Tausenden hört. Es ging ja auch hauptsächlich gegen die Juden. Die haben, wenn sie mit dem Leben davongekommen sind, die Tage schreckliche Angst ausgestanden und daher auch jetzt viele Rußland den Rücken gekehrt.“ Im letzten erhaltenen Brief, datiert 21. Januar 1906, geht er auf die Unruhen erneut ein. Die Befürchtungen, sie würden im Dezember im Kaukasusgebiet erneut ausbrechen, hätten sich nicht erfüllt, da die Revolutionäre fast überall geschlagen worden seien. „Blos in den Ostseeprovinzen ging es noch toll her, dort hielten die Revolutionäre eine Zeitlang die Oberhand, und dort ging es auch hauptsächlich gegen die Deutschen. Wie hier der Pastor bekanntmache, wären dort 70 Pastoren verjagt worden, darunter auch sein eigener Bruder. Das hatte seinen Grund darin, weil dort die großen Grundbesitzer zum größten Teil Deutsche sind und daher auch wohl die ersten Beamten, wie Verwalter, Förster und dergleichen auch Deutsche. Sonst hat man nicht gehört wie in anderen Teilen Rußlands, daß welche verfolgt wurden, nur weil sie Deutsche waren. Von den großen Gütern wurden eben in ganz Rußland sehr viele verbrannt und zerstört – einerlei, ob die Eigentümer Russen, Deutsche oder sonst was waren. Im großen und ganzen ist der Deutsche geachtet in Rußland und hat in mancher Beziehung weniger Gefahr auszustehen als die Russen, denn das gewöhnliche Volk hat großen Respekt vor unserm Kaiser. Einmal war schon das Gerücht verbreitet, er käme mit 100 000 Mann nach Rußland. Daher läßt man uns Deutsche ziemlich in Ruhe... Wenn Ihr von Unruhen im Kaukasus hört in der Zeitung, die sind von da noch weit entfernt. Das ist hinter dem Gebirge im südlichen Kaukasus, dort ist es immer noch nicht recht wieder ruhig.“ Lassen wir abschließend Carl Vogelsang mit dem bereits zitierten Abriß seines Lebens in aller Knappheit selbst über sein weiteres Schicksal berichten: „Der Weltkrieg vernichtete meine ganze Existenz. Während des Krieges war ich interniert in Astrachan. Ich kam dann über Konstantinopel – Triest zurück nach Deutschland. Da ich Gelegenheit hatte, nach Amerika zu kommen, siedelte ich im Frühjahr 1925 nach dort über, um fürs Alter noch etwas zu sparen. Doch die gute Zeit hielt nicht lange an. Nach dem Bankenkraich 1929 kam bald die Depression und Arbeitslosigkeit. Im Jahre 1934 fing ich an zu lahmen. Meine Ersparnisse hatte ich in Grundstücke gesteckt, die keine Steuern und Zinsen aufbrachten wegen niedriger Miete. Meine Lähmung wurde von Jahr zu Jahr schlimmer, bis ich im letzten Jahr fast ganz gelähmt war. Darum kam ich zurück nach Deutschland, als ich mein Eigentum losschlagen konnte, aber nicht so viel herausbekam, um mit Ruhe in einem Altersheim mein Ende erwarten zu können<sup>5)</sup>.“

<sup>5)</sup> Nachdem er zunächst im Hause seiner Schwester Berta Ossenberg-Engels gelebt hatte, siedelte er ins Altersheim Iserlona über und starb, 71jährig, am 13. 7. 1954. Sein hinterlassenes Vermögen kam auch Verwalter in Rußland zugute.

Blenden wir nach diesem wohl notwendigen Blick auf ein weiteres Einzelschicksal zurück auf Gnadenburg, wo die Familien Peters und Vogelsang sesshaft geworden waren. Über die Entwicklung des Ortes hat Gottlob Bieri, der gebürtige Gnadener, uns einen ausgezeichneten Überblick verschafft.

Wirtschaftliche Grundlage war die Landwirtschaft. Der Boden war gut, teilweise mit einer starken Humusschicht bedeckt. Nach anfänglichen Mißernten wurde Winterweizen angebaut, dabei erwies sich eine neue Sorte, die Banatka, als besonders widerstandsfähig. Hungersnöte hat daher Gnadenburg, wie Bieri berichtet, selbst in den Hungerjahren 1921 und 1933 nicht erlebt. Neben Weizen wurden Gerste, Hafer, Hirse, Hirsegras, Mais, Sonnenblumen, ja sogar Zuckerrohr angebaut. Immer mehr Ländereien wurden in der Nachbarschaft aufgekauft, so daß das Land knapp wurde und einzelne Familien sich in anderen Orten ansiedelten. Aufgeschlossen für Modernisierung ging man bald zu intensiver Arbeit mit Maschinen über. Nach 1925 gab es schon einige amerikanische Traktoren. Als Zugtiere benutzte man Pferde: das englische Halb- und Vollblut. Pferde waren der Stolz des Bauern. Als Milchvieh hielt man die deutsche Rote Kuh – zunächst für den Eigenbedarf an Milch und Butter, aber bereits 1887 richtete ein Siedler eine Gemeinschaftskäserei ein. In der Kolchoszeit, als die Viehzucht besonders intensiv betrieben wurde, gab es Kühe, die am Tage 40 l Milch und mehr hergaben.

Württembergische Siedler unterwiesen im Weinbau. Erfordert er auch viel Arbeit, so wurde er schließlich, wie schon am Beispiel Wilhelm Vogelsangs aufgezeigt, zur Grundlage des Wohlstandes der Kolonie. Die größten Abnehmer des Weins waren die Kosaken.

Handwerker, wie sie für die Kolonien benötigt wurden, siedelten sich bald an. Denken wir an die wirtschaftliche Entwicklung der Familien Peters und Vogelsang. Im Hause Peters in Hemer blieb ein Stempelabdruck in russischer Sprache erhalten, der sicherlich einmal einem Brief beigelegt worden war, auf dem es in deutscher Übersetzung heißt: „Wagenbauanstalt Heinrich Heinrichsohn Peters, Mosdok, Terek, Kolonie Gnadenburg.“ Eine Familie richtete eine Mühle ein, dazu eine Zuckerrohrpresse, später kam eine Ölmühle dazu.

Schon im Herbst des Gründungsjahres 1888 war in einem Lokal auf dem damals bestehenden Fabrikgelände der Schulbetrieb aufgenommen worden, und zwar in deutscher Sprache, wobei die russische Sprache als Unterrichtsfach galt. Mit Hilfe ansehnlicher Spenden aus Deutschland wurde bereits 1882 eine Kirche gebaut, gleich dahinter ein geräumiges Schulgebäude mit Lehrerwohnungen, Pfarrhaus und Kindergarten kamen dazu. Jünglings- und Jungfrauenverein, gemischter Chor und Männerchor sowie ein Blasorchester bildeten sich, später entstand sogar ein Streichorchester.

Wie wir auch an den erhaltenen Briefen sehen, blieb die Verbindung zur alten Heimat aufrechterhalten. Selbst Besuche hinüber und herüber fanden statt, denken wir nur an den Ausgangspunkt unserer ganzen Darstellung, an den Paß aus dem Jahre 1909, der den Besuch von Dietrich Peters aus Hemer bei seinen Neffen in Gnadenburg ausweist<sup>6)</sup>. Aus einem undatierten Brief-

fragment von Carl Vogelsang kann man auch entnehmen, daß der Familie Vogelsang in Evingen bekannte Personen oder Familien an eine Fahrt nach Rußland dachten.

Trotz der Verschiedenheit der stammesmäßigen Herkunft gab es nie ausgesprochene Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen. Die religiöse Grundhaltung sowie das Inseldasein der Kolonie ließen es dazu nicht kommen. Aus den verschiedenen Dialekten bildete sich eine der hessischen ähnelnde mitteldeutsche Mundart.

Alle drei Jahre wurde die Verwaltung der Gemeinde neu gewählt: der Ortsvorsteher mit zwei Gehilfen, zwei Richter und der Kassierer. Gegenüber der Kirche stand das Mesnerhaus mit der Gemeindeganzlei. Gewöhnliche Angelegenheiten wurden vom Ortsgericht abgeurteilt, ein kleines Gefängnis stand zum Absitzen von geringen Strafen zur Verfügung. Im Juli 1888 erhielt die Gemeinde die Bestätigung der ihr früher zugesicherten Privilegien: Steuerfreiheit für 5 Jahre und Militärfreiheit bis 1892 – mit der Verpflichtung, russische Staatsbürger zu werden.

Lassen wir über das Verhältnis der Gnadendorfer Kolonisten zu den Nachbarvölkern Bieri wörtlich berichten:

„Einer der 92 Paragraphen der Gemeindestatuten handelte von der Reinerhaltung der Gemeinde. Wer einen Russen oder eine Russin heiratete, mußte die Gemeinde verlassen. Das taten die Kolonisten auch nicht, ohne daß man sie dazu gezwungen hätte. Der Kaukasus ist sehr völkerreich. Bei einer Volkszählung in der nahe gelegenen Stadt Mosdok wurden 81 verschiedene Völkerschaften gezählt. So lagen östlich von Gnadenburg ein Ossetinerdorf, ein Ukrainer- und ein Kумыкendorf. In südlicher Richtung waren Kabardiner- und Inguschendörfer, nach Westen lag auf der Anhöhe ein Bulgarendorf, noch weiter westlich wieder ein Kabardinerdorf, überm Terek wohnten Kosaken. Die Deutschen, die aus einem einheitlichen Staat kamen, mußten sich wie auf einer Insel vorkommen. Schon aus diesem Grunde mieden sie Mischeheiraten. Sonst aber lebten sie mit den sie umgebenden Völkern in bestem Einvernehmen.

Nur mit den Inguschen, einem räuberischen Volksstamm südlich im Gebirge, mußten sie traurige Erfahrungen machen. Schon Cloeter waren die kaukasischen Völker auf einer Kundschaftsreise in den Kaukasus aufgefallen: „Diese Leute sind fortwährend scharf bewaffnet mit Dolchen und Patronen auf der Brust, als wenn sie sich beständig ihrer Haut wehren müßten oder auf Raub ausgehen wollten.“ Raub und Nichtstun waren die Lieblingsbeschäftigung der Inguschen, besonders Pferderaub war eine Ehrensache der Männer. War ein Kolonist je einmal allein auf dem Feld und gar noch rings von hohen Maisfeldern umgeben, so konnte er sicher sein, daß er bei Einbruch der Dunkelheit überfallen und ihm die Pferde geraubt wurden. Auch die Regierung konnte der Inguschen nicht Herr werden. Deshalb griffen die Kolonisten zum Selbstschutz. Ohne Waffen fuhr niemand mehr aufs Feld. Oft kam es zu Schießereien, bei denen es auch Tote gab. 7 Kolonisten mußten so im Lauf der Jahre ihr Leben lassen, manchmal auf grausame Art und Weise. Einmal sprang ein Inguschenräuber einem Kolonisten von hinten auf

<sup>6)</sup> Siehe Der Schlüssel 1.74, S. 1.

den Wagen, schnitt ihm die Kehle durch, um dann mit Pferd und Wagen dem Gebirge zuzurasen. Täglich fuhr ein Streifenwagen der Kolonisten mit 6 bewaffneten Männern übers Feld, um besonders einzelne auf dem Feld Arbeitende zu beschützen. Manchmal brachen sie auch nachts in die Ställe ein, und am nächsten Morgen stand man vor dem leeren Stall, mitten in der Ernte war man ohne Pferde. Man stellte deshalb auch nachts Wachen auf und versah die Stalltüren mit Stahlstangenschlössern, die von innen zugeschraubt wurden. Jede Familie mußte einmal in der Woche Wache halten."

Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang, daß im März 1904 der Mann der Minna Peters, Fritz Schulein, bei einem solchen Überfall erschossen wurde, daß ihre Stiefmutter Emma geborene Vogelsang, die spätere Frau Bathke, in Emmaus angeschossen wurde und daß den Bathkes später die Pferde gestohlen wurden!

Bieri fährt dann weiter fort: „Schon früh hatten die Emmauser und Elisabethtaler wegen der häufigen Überfälle ihre Siedlungen verlassen. Auch Hoffnungsfeld, die Nachfolgesiedlung von Elisabeththal, wurde 1918 von den Inguschen überfallen und zerstört. Am schlimmsten war es in der Revolutionszeit 1917 und 1918. In Gnadenburg hatte man das Dorf zu einer Art Wehrburg-



Karl Bathke, Emmaus,  
mit 2. Frau und Kindern

siedlung umgebaut: im Norden war der reißende Fluß Terek, im Westen Wald und Sumpfgelände, mit Gräben durchzogen, im Süden grub man den Hang des Terektales an der Oberkante noch steiler ab, so daß man nur von Osten in die Kolonie hereinfahren konnte. Hier brachte man einen starken Palisadenzaun, verflochten mit Dornen an und versah das Ganze mit einem Tor, das nachts verschlossen wurde. Trotzdem wurde auch Gnadenburg im März 1918 überfallen. Auf das mit den Kosaken vereinbarte Sturmgeläut eilten diese den Kolonisten zur Hilfe. Nach stundenlanger Schießerei wurden die Inguschen verjagt, kamen aber in der nächsten Nacht wieder. Dabei wurde auch ein Kolonist ermordet<sup>7)</sup>. Drei Wochen lang fanden dann die Bewohner Zuflucht bei den Kosaken, kehrten jedoch wieder zurück. Noch bis 1936 gab es auf dem Feld Überfälle. Die Sowjetregierung wurde der Inguschen dann doch durch drakonische Maßnahmen Herr.

Der 1. Weltkrieg ließ Gnadenburg unberührt, nur daß einige Kolonisten als russische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten und als Kriegsgefangene zu ihren Verwandten nach Mittelfranken kamen. Die Revolutionsjahre waren schlimm. Außer dem schon erwähnten Überfall durch die Inguschen wurde die Siedlung immer wieder durch verschiedene sich gegenseitig ablösende und bekämpfende Banden überfallen. Jede verlangte Kontributionen: Pferde, Getreide und andere Abgaben. Weigerten sich die Kolonisten, so wurde der Vorsteher als Geisel verhaftet und mit dem Tode bedroht. Einmal stand einer schon auf der Leiter zum Galgen und wurde nur durch einen Zufall gerettet. Aber die Eintreiber erreichten fast immer ihr Ziel. Auch hier gab es wieder Tote zu beklagen.

Nach 1922/23 fing das Leben auch im Kaukasus wieder an sich zu normalisieren, nun schon unter der Sowjetregierung. In der sogenannten NOP-Zeit<sup>8)</sup> nahm die wirtschaftliche Entwicklung wieder ihren Fortgang, bis 1928-29 die Bedrückung, verbunden mit der Zwangskollektivierung einsetzte."

Nur insgesamt 4 Briefe sind uns aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg erhalten, einer von Wilhelm Vogelsang aus dem Jahre 1919, drei von Adolf und Heinrich Peters aus den Jahren 1923 und 1924. Bedrängnis und Lebenswille der Familien in Kriegs- und erster Nachkriegszeit werden darin sichtbar.

(Fortsetzung folgt)

<sup>7)</sup> Der Ermordete war G. Biers eigener Vater

<sup>8)</sup> NOP (auch NPE): „Neue Ökonomische Politik“ (1922-27). Sie beruhte auf der Erkenntnis Lenins, daß der Sieg der Weltrevolution 1918 der 14. Juni 1918 bei Kommunismus in Deutschland in weite Ferne gerückt war, und brachte u. a. die Einstellung von Requisitionen bei den Bauern, die Einführung einer Naturalsteuer sowie die Erlaubnis, den landwirtschaftlichen Überschub frei zu verkaufen